Petra Pinzler und Günther Wessel - 26. November 2018

Keine Ausreden mehr

Beim Klimaschutz belügen wir uns oft selbst

Dass wir die Guten sind, davon waren wir überzeugt. Wir versuchten Plastik zu vermeiden, trennten ordentlich unseren Müll, fuhren gelegentlich, nein, eigentlich schon häufig, Fahrrad. Wir kauften im Bioladen das Schnitzel vom ehemals glücklichen schwäbisch-hällischen Landschwein, auch mal Tofu und Ziegenkäse. Der Wein durfte aus ökologischem Anbau sein. Jedenfalls, wenn er gut war. Und natürlich lasen wir immer mal wieder voller Empörung einen Artikel über den Klimawandel und die mutlosen Versuche der Regierungen, etwas dagegen zu tun. Danach schüttelten wir dann immer die Köpfe über die Politik und die Politiker und kauften einmal mehr Biotomaten.

Wir leben im Anthropozän, einem neuen geochronologischen Zeitalter: Sogar das wussten wir schon lange, auch wenn wir natürlich nicht jeden Morgen mit dem Gedanken daran aufwachten, dass in dieser Epoche, wir, die Menschen, zu den wichtigsten Einflussfaktoren für die biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse auf der Erde geworden sind. Dieses „wir“, die Menschen, hatte nämlich etwas wunderbar Exkulpierendes, es schloss uns als Individuen zwar ein, aber eben dann doch nur, wenn es uns passte. In vielen anderen Situationen erlaubt es uns unbewusst das Verstecken – hinter der Gesellschaft oder dem Staat. Und so führte unsere persönlich durchaus hohe Kenntnis über den Klimawandel, seine Ursachen und seine Folgen nicht automatisch zu verändertem Handeln, jedenfalls nicht grundsätzlich – nicht so, wie es der Dimension des Problems angemessen gewesen wäre.

Unsere Selbstgewissheit erschütterte der Ethik-Unterricht unserer Tochter; gut, dass es den an den Berliner Schulen gibt. Denn aus dem kam unsere damals 12-jährige Franziska eines Tages nach Hause, setzte sich an den Computer und rechnete gemeinsam mit dem Vater die familiäre CO2-Bilanz aus: Sie trugen die Reisen, die Einkäufe und die Größe unseres Hauses ein. Unsere Autokilometer. Den Stromverbrauch und wie wir heizen. Das war die Hausaufgabe und das Ergebnis eine mittlere Katastrophe – 42 Tonnen CO2 für uns vier. Damit lagen wir zwar geringfügig unter dem bundesdeutschen Durchschnitt, aber wesentlich höher als wir vermutet hätten. Die meisten Familien ihrer Mitschüler lagen übrigens noch höher. Was uns zunächst beruhigte: Die waren schließlich schlimmer als wir.

Beim Abendessen dachten wir nach: Kann eine vierköpfige Familie in Deutschland so leben, dass es dem Klima nicht schadet? Was müssten wir dafür ändern? Unser Sohn Jakob ist strikter Vegetarier. Isst er besser, rein klimatechnisch? Wie sieht es mit dem Urlaub aus: Sind die Alpen und Griechenland noch erlaubt? Wo und wie müssen wir unser Leben ändern? Wo müssten wir uns der herrschenden Alltagskultur widersetzen, wo würde sie das unterstützen. Können wir das?

Petra Pinzler und Günther Wessel - 26. November 2018

Die ersten Wochen waren einfach: Günther kaufte einen Fahrradanhänger für den wöchentlichen Großeinkauf, und wir lernten von Agrarwissenschaftlern, wie welches Obst gelagert und transportiert wird. Kauften keine eingeflogenen Mangos mehr und stellten den chilenischen Rotwein zur Disposition. Ernährten uns meist fleischlos, und wenn es denn ein Braten sein soll – das Brandenburger Wildschwein ist eine gute Wahl: Es ist bio und regional, es gibt zu viele, und wenn es denn geschossen wird, kann man es auch gut aufessen. Und wir bestellten den Energieberater. Das kostete 20 Euro und bewirkt gleich einiges. Er erklärte uns beispielsweise, dass der zweite Kühlschrank im Keller unnötige Energieverschwendung sei, was wir wussten, aber bis dahin tapfer ignoriert hatten, und lobte uns dafür, dass der in der Küche auf sieben Grad eingestellt ist. Dass wir nur noch mit 30 Grad waschen, kürzer duschen und kaputte Glühbirnen durch LEDs ersetzen sollten. Außerdem müssten wir die Fenster abdichten.

Der Energieberater half uns dabei, etwas zu tun, was, seitdem die „schwäbische Hausfrau“ als Klischee Eingang in die politische Debatte gefunden hat, positiv besetzt ist: Geld sparen. Entsprechend positiv waren die Reaktionen unserer Freunde. Mit Gesprächen über Energiesparen im Haus konnten wir mehrere Essen füllen. Doch in der Regel folgten nach den Fragen über den Sinn von abgedichteten Fenstern und den freundlichen Reaktionen ein Befremden. Und zwar, wenn wir davon erzählten, dass das allein nicht reicht. Dass es auch noch andere, weiterreichende Veränderungen des eigenen Verhaltens braucht, um wirklich CO2 einzusparen. Dass wir beispielsweise nicht mehr Fliegen.

Spätestens zu dem Zeitpunkt hatten nicht alle, aber viele Gesprächspartner vor allem ein Ziel: Sie wollten sich weiter grün fühlen, ohne ihr Verhalten ändern zu müssen. Idealtypisch fanden wir drei Ausweichstrategien.

Ignorieren: Natürlich hat man vom Klimawandel gehört. Aber dass der auch etwas mit dem eigenen Verhalten zu tun hat – das lässt sich leicht ignorieren. Oft garniert mit dem Vorwurf, Klimaschützer seien eh nur verbildete Wohlstandsbürger aus der Großstadt. Die sich das leisten können, weil sie sowieso mit dem Fahrrad oder der U-Bahn überall hinkommen. Die anderen, die echten Menschen hingegen, brauchen das Auto und den Billigflug zweimal im Jahr. Anthropozän? Ja, schon mal gehört. Aber hat das was mit mir zu tun?

Wegducken: Erst mal muss die Politik die anderen, die Reichen und vor allem Konzerne in Haftung nehmen. Man selbst sei schließlich nur ein kleiner Fisch. Und dann sollen die Politiker selbst mal was machen, Gesetze oder internationale Abkommen. Gern wird diese Haltung mit einer Verachtung für den Markt kombiniert: Die Idee, dass der Bürger durch sein Verhalten als Verbraucher die Welt verändern könne, sei ein Auswuchs neoliberaler Ideologie. Durch die werde alle Verantwortung individualisiert und damit entpolitisiert. Dabei müsse man erst einmal die Systemfrage stellen: Sei die beantwortet, löse sich auch

das Ökoproblem.

In die Zukunft fliehen: Grüne Technologie wird das Problem schon für alle lösen. Verzicht ist nicht nötig, oder wie es der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann einmal formulierte: „Verzicht hat noch nie funktioniert“. Hört sich irgendwie gut an. Und lebenslustig. Stimmt aber nicht.

Denn diese Behauptung ist nicht nur ahistorisch, sie widerspricht auch einem Prinzip, dass viele Religionen vereint. Denn diese verkünden: Nicht das Schlaraffenland, die dauernde Völlerei sorgen für zufriedene Menschen. Sondern Mäßigung und, ja, Verzicht. Wir wollen hier nicht dem Pietismus das Wort reden, ebenso keine asketische Verzichtsideologie propagieren. Aber zu einem erfüllten Leben können das Fasten, die Bescheidenheit und der bewusste Verzicht gehören, und sei es nur, um danach intensiver genießen zu können.

Und was ist eigentlich Verzicht? Drei Wochenendtrips per Flugzeug im Jahr ausfallen lassen? Unsere erste Klimabilanz, die mit den 42 Tonnen, hatte gerettet, dass wir in den Jahren zuvor solche Ausflüge zufällig ließen. Heute tun wir das bewusst. Wir gehörten nicht zu den 4,1 Milliarden Menschen, die 2017 in ein Flugzeug gestiegen waren. Das ist hochgerechnet mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung – aber laut WWF und Germanwatch haben nur fünf Prozent der Weltbevölkerung überhaupt jemals ein Flugzeug betreten. Es fliegt also nur ein winzig kleiner Teil der Weltbevölkerung, quasi die Elite der globalisierten Welt – auch wenn die sich bei einem Flug mit Ryanair eher wie globales Proletariat vorkommt. Doch dieser Eindruck ist falsch. Wer fliegt, ist ungeheuer privilegiert – und tut das auf Kosten der großen Mehrheit der Menschen. Denn Fliegen ist mit Abstand das klimaschädlichste Verhalten der westlichen Mittelschicht. Und ausgerechnet das wird trotz der fast jährlichen neuen Klimaversprechen der Regierungen noch staatlich gefördert: durch gigantische Steuererleichterungen und Dumpingpreise bei der Flughafennutzung.

Fliegen? Ich brauche einfach die kurze Erholung vom Stress durch den Kurztrip nach … Alle anderen tun es doch auch. Nur wer die Welt gesehen hat, kann sie auch verstehen. Der moderne Mensch muss heute globale Erfahrungen sammeln …

Die Liste der Entschuldigungsstrategien – nicht nur fürs Fliegen – lässt sich beliebig verlängern. Natürlich steckt in allen ein Körnchen Wahrheit. Natürlich wäre es leichter, ökologischer zu leben, wenn die Nachbarn es auch täten – wenn alle weniger flögen. Sicher brauchen wir deswegen für eine klimaneutrale Gesellschaft technologische Innovationen, ressourcenschonendere Verkehrspolitik und eine ökologischere Agrarpolitik. Natürlich müsste „die“ Politik das umsetzen.

Denn allein (aus dem Flugzeug) auszusteigen, ist nicht einfach. Wir sind Bürger einer Gesellschaft, in der das Reisen ein Statussymbol ist und die Urlaubsfotos aus dem Süden

Petra Pinzler und Günther Wessel - 26. November 2018

Zugehörigkeit dokumentieren. Und wer will das nicht? Dazugehören aber bedeutet in einer immer mobileren Konsumgesellschaft: Reisen und Kaufen. Oder übersetzt: Treibhausgase produzieren. Nein, wir haben in dem Jahr, in dem wir die Treibhausgase reduzieren, nicht gelitten. Wir haben viel gelacht und gelernt – auch über uns. Und unsere Tochter Franziska sagte nach einem Jahr möglichst klimaneutralem Leben über ihren Alltag: „Es sind nur Bequemlichkeitsprobleme. Wenn das Wetter eklig ist, will man halt mit dem Auto gebracht werden. Jetzt muss ich mir überlegen, was mir wichtiger ist. Früher hätte ich nicht darüber nachgedacht, und insofern wünsche ich mir manchmal: Och, hätte es das Jahr doch nie gegeben. Dann wäre man unschuldiger. Für die Welt macht es keinen Unterschied, ob man Bescheid weiß, ob etwas Mist ist fürs Klima oder nicht. Für einen selbst schon."

Franziska hat das Anthropozän verstanden und ganz nebenbei auch noch den Kantschen Imperativ. Dass es keine Entschuldigungen mehr gibt. Keine Ausflüchte. Und auch, dass dann das individuelle Handeln bedeutsam ist.

Nachdem wir ein Jahr versucht haben, möglichst klimaneutral zu leben und dabei stressfrei unseren Fußabdruck um 31 Prozent – von 42 Tonnen auf 29 Tonnen CO2 – verkleinert haben, wissen wir: Politisches Versagen entschuldigt nicht private Faulheit. Und: Wer privat etwas verändert, wird auch politischer. Wir wollen jetzt mehr denn je eine andere Politik. Aber wir wissen auch, dass wir manches schon jetzt tun können und damit unseren Alltag verändern. Ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen, wenn es mal wieder nicht klappt. Aber mit dem Vorsatz, es zukünftig besser zu machen.

Dieser Text ist zuerst erschienen in Politik & Kultur 3/2018.

Copyright: Alle Rechte bei Deutscher Kulturrat